MICHAELA GRÜNIG

Palais Heiligendamm – Tage der Entscheidung

Weitere Titel der Autorin:

Palais Heiligendamm – Ein neuer Anfang
Palais Heiligendamm – Stürmische Zeiten

MICHAELA GRÜNIG

Palais Heiligendamm

Tage der Entscheidung

ROMAN

LÜBBE

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Originalausgabe

Copyright © 2022 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Claudia Schlottmann, Berlin
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München
Einband-/Umschlagmotive: © shutterstock.com: Randy Pr | Digiselector | SCOTTCHAN | vata | ricok | Sina Ettmer Photography; © arcangel.com: Abigail Miles
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Gesetzt aus der Adobe Caslon Pro
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7857-2768-3

1 3 5 4 2

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

Personenverzeichnis

Elisabeth Falkenhayn, geb. Kuhlmann (* 1892), ehemalige Generaldirektorin des Palais Heiligendamm

Paul Kuhlmann (* 1888), aktueller Generaldirektor des Palais Heiligendamm und Elisabeths älterer Bruder

Friedrich Kuhlmann, der älteste Bruder

Luise von Herrhausen, geb. Kuhlmann, die jüngere Schwester, verheiratet mit Carl

Johanna Hirsch, geb. Kuhlmann, die ältere Schwester

Dr. Samuel Hirsch, Johannas Ehemann

Julius Falkenhayn, Elisabeths Ehemann, Mitbesitzer des Hotels

Julia Falkenhayn (* 1916), Elisabeths und Julius' Tochter

Oskar Falkenhayn (* 1933), Elisabeths und Julius' Sohn

Fabian von Schlenzdorf, ein adeliger Jurist

Hugo Lessing, ein Lebemann

Minna Schuhmacher, geb. Pohl, Köchin und Julias Ziehmutter

Ottilie Kuhlmann, Mutter der Kuhlmann-Geschwister, verstorben

Heinrich Kuhlmann, Vater der Kuhlmann-Geschwister, verstorben

Helene Kuhlmann, Pauls Ehefrau, verstorben

Dr. Margot Fischer, Friedrichs Ehefrau

Carl von Herrhausen, NSDAP-Parteifunktionär aus München, Luises Ehemann und Pauls Lebensgefährte

Heinz Brabeck, UFA-Filmstar

Ava Cohen, Julias beste Freundin

Willy Darboven, Unternehmer

Baron Rosenberg, Besitzer der Ostseebad Heiligendamm GmbH

Gabriel Hirsch (* 1923), Johannas und Samuels Sohn

Thomas Kuhlmann (* 1919), Pauls erster Sohn

Martin Kuhlmann (* 1920), Pauls zweiter Sohn

Sophie Kuhlmann (* 1921), Pauls Tochter

Robert Breitschneider, Pauls ehemaliger Geliebter

1. Kapitel

Gut Bellhagen, Februar 1933

Starr vor Kälte wartete Julia vor dem schmiedeeisernen Gutstor auf den Bus, der sie nach Bad Doberan zur Schule bringen würde. Jetzt, um sieben Uhr morgens, war es noch stockfinster, und sie blickte sehnsüchtig in die Richtung, aus der der Bus gleich herangerumpelt käme, während sie bibbernd von einem Fuß auf den anderen sprang, um sich aufzuwärmen.

Plötzlich hörte sie ein leises Miauen zu ihren Füßen.

»Nein, Puschel«, sagte sie streng. »Du darfst nicht mitkommen. Das weißt du doch.« Sie bückte sich und nahm den schwarzen Kater auf den Arm. »Sei brav und geh zurück auf den Hof!« Sie versuchte, das geliebte Tier dazu zu bewegen, durch die Gitterstäbe des Tors zu klettern, doch es kuschelte sich nur tiefer in ihre Armbeuge. Erst das Motorgeräusch des herannahenden Busses veranlasste den Kater, mit einem eleganten Sprung in die heimatlichen Gefilde zurückzukehren.

Erleichtert stieg Julia ein und setzte sich auf den nächsten freien Platz. Kurz darauf schlossen sich die Türen mit einem asthmatischen Keuchen, und das eigentümliche Gefährt setzte sich in Bewegung. Obwohl die höhere Mädchenschule nur neun Kilometer von Gut Bellhagen entfernt lag, dauerte die Reise dorthin fast eine Dreiviertelstunde, denn der Fahrer hielt praktisch an jedem Gehöft und jeder Kreuzung, um neue Fahrgäste aufzunehmen. Trotzdem war Julia ihrem Vater dankbar, dass er der Gemeinde vor Wintereinbruch den gebrauchten Sattelschlepperbus geschenkt hatte, damit die arbeitende Bevölkerung und die Schüler aus den umliegenden Orten bei den harschen Temperaturen nicht zu Fuß gehen mussten. Im Frühjahr würde sie dann das Fahrrad nehmen.

Mit einem unterdrückten Gähnen sah sich Julia im Bus um. Weiter hinten erspähte sie Max Langhans, den dunkelhaarigen Sohn der Familie vom Nachbargut. Der achtzehnjährige Oberprimaner war der erklärte Schwarm ihrer Klasse – eigentlich der ganzen höheren Mädchenschule, die unmittelbar neben dem Gymnasium der Jungen lag –, und Julia spürte, wie sie unter seinem unbeteiligten Blick errötete. Verlegen drehte sie den Kopf zur Seite. Das musste sie gleich Ava erzählen. Ihre beste Freundin behauptete nämlich, dass Max sie immer deutlich länger ansah als andere Mädchen. Doch was sollte der allseits beliebte Kapitän der lokalen Fußballmannschaft schon an ihr finden? Mit ihren sechzehn Jahren und den langen blonden Zöpfen war sie in seinen Augen bestimmt nur ein naives Kind. Ganz anders als die zwar gleichaltrige, aber bereits voll entwickelte Anneliese, die weiter vorn im Bus saß und deren schwellende Brust und runde Hüften sie sehr bewunderte.

Während sich der Bus langsam füllte, begutachtete Julia ihr Spiegelbild in der mit Eisblumen verzierten Fensterscheibe. Ihre Mutter war der festen Überzeugung, dass sie eines Tages genauso schön werden würde wie ihre Tante Luise. Aber sie selbst fand sich nicht besonders anziehend. Viel zu mager und vor allem zu groß für ein junges Mädchen. Neulich nach dem Gottesdienst war ihr aufgefallen, dass sie inzwischen sogar einige der anwesenden Männer um ein paar Zentimeter überragte. Seitdem übte sie das Gehen mit gebeugten Knien, um sich kleiner zu mogeln. Als ihr Vater sie gestern dabei auf dem Korridor erwischt hatte, hatte er gefragt: »Machst du dir Sorgen, Sternchen, dass du zu groß wirst für mögliche Verehrer?«

Bei jedem anderen Zaungast hätte Julia wahrscheinlich patzig reagiert und alles abgestritten, aber sie liebte ihren Vater und wusste, dass sie ihm gefahrlos ihre geheimsten Gedanken anvertrauen konnte. Deshalb waren ihr spontan die Worte »Ja, genau!« aus dem Mund gepurzelt.

»Liebes«, hatte ihr Vater mit einem belustigten Stirnrunzeln erwidert. »Ich bin mir sicher, dass dich viele junge Frauen um deine schönen langen Beine beneiden.«

»Aber ich will nicht einen ganzen Kopf größer sein als alle anderen.«

»Weshalb? Erinnerst du dich nicht an die Modenschauen im Hotel? Die Vorführfräuleins waren auch alle recht groß und wurden von den männlichen Zuschauern trotzdem sehr bewundert. Außerdem kommt es – wie du sicher weißt – nicht auf die äußeren, sondern auf die inneren Werte an.« Im nächsten Moment, als ihr erst anderthalb Wochen alter Bruder Oskar im benachbarten Kinderzimmer lautstark loskrähte, hatte sich seine Miene zu einem glücklichen Grinsen verzogen: »Schon wieder Zeit für die Raubtierfütterung?«

Bei der Erwähnung des Hotels hatte Julia plötzlich einen Kloß im Hals gespürt. Ihre Familie lebte erst seit Kurzem auf dem Land. Bis Mitte Januar hatten sie in einer Privatwohnung im Palais Heiligendamm gewohnt, in dem prächtigen Luxushotel, das ihr verstorbener Großvater vor dem Krieg in Bad Doberan eröffnet hatte. Und auch wenn sie es ihrem Vater gegenüber nicht zugeben konnte: Das trubelige Leben inmitten der Gäste und Angestellten fehlte ihr. Doch das war wahrscheinlich das einzige Thema, über das sie weder mit ihrem Vater noch mit ihrer Mutter sprechen konnte. Es würde sie zu sehr verletzen.

»Versprichst du mir, dass du von nun an wieder aufrecht gehst?«, hatte ihr Vater sie aus ihren traurigen Gedanken gerissen.

Mit einem gezwungenen Lächeln hatte sie genickt.

»Gut so.«

Langsam verwandelte sich die Dunkelheit jenseits der Fensterscheibe in graues Tageslicht, und Julia konnte zunächst die Umrisse, wenig später die Details der vorbeiziehenden Landschaft erkennen. Schneebedeckte Felder wechselten sich mit tief verschneiten Wäldern ab. Dazwischen lagen, malerisch eingebettet, einige Höfe. Eigentlich ein schöner Anblick. Doch momentan konnte sie dieser Aussicht wenig abgewinnen. Unruhig zwirbelte sie das spitz zulaufende Ende ihres linken Zopfs. Bald würde der Bus Bad Doberan erreichen. Und dann war es nur noch ein Kat-

zensprung bis zu der weißen neoklassizistischen Fassade des Palais Heiligendamm. Doch diesmal würde nicht sie selbst die Stufen vor dem imposanten Portal hinunterlaufen, um den Bus zu erreichen, sondern ihr Cousin und ihre Cousine. Die elfjährige Sophie und der zwölfjährige Martin, die unter der Woche ebenfalls auf Gut Bellhagen wohnten, hatten das Wochenende bei ihrem Vater verbracht, bei Julias Onkel Paul, der inzwischen das Hotel führte.

Julia wusste, warum ihre Mutter die Leitung des Palais an ihren Bruder abgegeben hatte. Es gab dafür zwei Gründe, die ihr ihre Eltern ausführlich erklärt hatten. Trotzdem vermisste sie ihr altes Leben. Sie konnte ja nachvollziehen, dass ihre nicht mehr ganz junge Mutter sich danach sehnte, Zeit mit ihrem Neugeborenen zu verbringen, aber warum war dann nicht einfach ihr Vater, der vor wenigen Jahren seinen Berliner Konzern verkauft hatte, für einige Monate als Hoteldirektor eingesprungen? Die beiden würden sich sowieso nicht den ganzen Tag lang um Oskar kümmern können. Irgendwann mussten Säuglinge doch auch schlafen!

Das von den Eltern angeführte politische Motiv dagegen überzeugte sie gar nicht: Warum sollte sich etwas für das Hotel ändern, bloß weil dieser Herr Hitler kürzlich zum Reichskanzler ernannt worden war? In den letzten Jahren hatte es viele Regierungswechsel in Deutschland gegeben, und trotzdem war das Leben mit all seinen Höhen und Tiefen weitergegangen. Schon vor dieser neuen Kanzlerschaft hatte ihre Familie mit schweren Schicksalsschlägen zu kämpfen gehabt: Nach einem widerlichen Zwischenfall mit Angehörigen der Sturmabteilung, der sogenannten SA, war ihr Lieblingscousin Gabriel mit seiner jüdischen Familie und der Hotelköchin Minna nach Frankreich ausgewandert. Aber diese SA-Männer waren gewöhnliche Raufbolde gewesen. Männer, die seit Langem im Ort für ihre Gewalttätigkeit bekannt waren. Und selbst damals war der familieneigene Hotelbetrieb von den Ereignissen unberührt geblieben. Da war es doch lächerlich, wegen eines im weit entfernten Berlin regierenden Mannes das Handtuch zu werfen.

Außerdem hatten ihre Eltern bei dieser überstürzten Entscheidung an alles gedacht … nur nicht an sie, ihre Tochter. Immerhin würde sie bereits im übernächsten Mai ihre Reifeprüfung ablegen, und bislang war sie fest davon ausgegangen, danach eine Lehre im Hotel anfangen zu können. Doch unter Onkel Pauls Leitung würde das wohl nicht mehr möglich sein. Er war mit dem schrecklichen Nationalsozialisten Carl von Herrhausen eng befreundet, den ihre Eltern mit Hausverbot belegt hatten. Später war dieser Mann durch die Hochzeit mit Tante Luise sogar zu ihrem Onkel geworden. Dabei schienen sich die beiden keineswegs so lieb zu haben wie ihre eigenen Eltern. Die seltsame Eheschließung hatte die Wogen des Familienzwists nicht zu glätten vermocht, und so war der inzwischen verwitwete Onkel Paul eine Zeit lang nur noch ins Palais gekommen, um seine zwei jüngsten Kinder zu besuchen, die nach dem Tod ihrer Mutter in Bad Doberan aufwuchsen. Ein weiterer Hinderungsgrund für ihre Mitarbeit im Hotel war Onkel Pauls ältester Sohn Thomas, der in einem Internat lebte, aber in Zukunft wahrscheinlich öfter zu Besuch käme. Vor ihm musste sie sich unter allen Umständen in Acht nehmen. Allein bei dem Gedanken an ihren stämmigen, groben Cousin lief ihr ein Schauer über den Rücken.

Julia wickelte sich das blonde Zopfende noch ein wenig fester um den Finger. Aber was sollte nun aus ihr werden? Sie kannte doch nichts außer dem Hotelgewerbe. Und ehrlich gesagt konnte sie sich auch keinen schöneren Beruf vorstellen. Da kam sie wohl ganz nach ihrer Mutter. Während deren Schwangerschaft hatte Julia sie an den Wochenenden bei allerlei Aufgaben unterstützt und gemerkt, wie leicht es ihr fiel, mit den Gästen zu plaudern, und wie viel Spaß es ihr machte, dem Empfangschef zur Hand zu gehen.

Nachdenklich starrte sie aus dem Fenster. Welchen Broterwerb könnte es denn sonst noch für sie geben? Eine Ausbildung zur Krankenschwester, wovon ihre Tante Johanna angeblich geträumt hatte, bevor sie Gabriels Mutter geworden war, kam für sie jedenfalls nicht infrage. Zu viel Blut. Und Schauspielerin wie

Tante Luise? Auf keinen Fall. Innerlich schüttelte sie sich. Die Vorstellung, für eine Rolle einen wildfremden Mann küssen zu müssen, fand sie eklig.

In diesem Moment hielt der Bus vor dem Palais, und Onkel Pauls hellblonde Kinder stiegen ein.

»Guten Morgen, Julia«, sagte Martin und blieb unmittelbar neben der Tür stehen. Wahrscheinlich war er in Gedanken mit irgendeiner Partitur beschäftigt. Für ihn zählte kaum etwas außer seiner Musik. Trotzdem mochte Julia den blassen, sensiblen Jungen gern. Glücklicherweise schien er das genaue Gegenteil seines ungehobelten Bruders zu sein.

»Morgen, ihr zwei«, erwiderte sie und erlaubte großzügig, dass Sophie sich neben sie auf den ohnehin schon schmalen Sitz quetschte. »Na, wie war euer Wochenende?«

»Langweilig!«, antwortete Sophie atemlos. »Wie geht es Oskar? Hat er heute Nacht durchgeschlafen?«

Julia verzog das Gesicht. Sie liebte ihren winzigen Bruder, aber sein nächtliches Geschrei ging ihr allmählich auf die Nerven. »Leider nein.«

»Ob er sich in seiner Wiege einsam fühlt?«, mutmaßte Sophie mit einem übertrieben besorgten Ausdruck auf dem kleinen, runden Gesicht.

Julia zuckte mit den Schultern. »Weiß nicht … jedenfalls hat er sich nicht beruhigen lassen.«

»Der Arme.«

Endlich näherten sie sich der letzten Haltestelle, und die Schüler und Schülerinnen wurden von einer kribbeligen Regsamkeit erfasst, gleich würden sich alle aus dem Bus und in die Klassenzimmer drängen. Es war bereits kurz vor Schulbeginn, und die Lehrer reagierten äußerst ungehalten auf zu spät kommende Schüler, selbst wenn diese gar keinen Einfluss auf die Pünktlichkeit des Busses hatten.

Plötzlich tippte ihr jemand auf die Schulter. Als Julia sich überrascht umblickte, sah sie in das schmale Gesicht von Max Langhans.

»Gehört das dir?«, fragte er und hielt ihr weißes Zopfband hoch, das sich beim hektischen Drehen ihrer Haare wohl gelöst haben und auf den Boden gefallen sein musste.

»Ähm … ja. Danke.« Julia fühlte, wie sie errötete. Ihre Wangen glühten förmlich.

Max tat so, als bemerke er es gar nicht. »Keine Ursache.«

Alles wäre perfekt gewesen, wenn Sophie nicht plötzlich losgekichert hätte: »Du siehst aus wie eine Tomate, Julchen.«

Am liebsten hätte sie ihre Cousine erwürgt.

In diesem Augenblick drehte Max sich noch einmal um und lächelte sie lieb an. Julia nahm all ihren Mut zusammen und lächelte zurück. Plötzlich war die Welt wieder in Ordnung.

Als sich kurz darauf die Türen öffneten und sie sich inmitten eines Pulks anderer Mädchen in das rote Backsteingebäude treiben ließ, hätte sie vor Freude singen können.

»Du bist aber heute gut gelaunt«, bemerkte ihre Freundin Ava, als Julia sich strahlend neben sie ans hölzerne Pult setzte und ihren Tornister in das Fach darunter schob. Ava wohnte in der Nähe der Schule, über dem Bekleidungsgeschäft ihrer Eltern im Zentrum von Bad Doberan, und hatte deshalb nichts von den Ereignissen im Bus mitbekommen.

»Stell dir vor …«, begann Julia und verstummte verwundert. Auf dem Stundenplan standen für heute früh zwei Stunden Deutschunterricht. Doch nicht Dr. Kröger, ihr Deutschlehrer, hatte soeben das Klassenzimmer betreten, sondern der verhasste Lateinpauker Beselein. Wie alle anderen Schülerinnen auch, fuhr Julia bei seinem Anblick umgehend von ihrem Sitz hoch.

Unisono riefen sie: »Guten Morgen, Herr Beselein.«

Der untersetzte Lehrer stellte sich schnaufend – das Klassenzimmer lag im zweiten Stock – vor die schwarze Tafel und schaute sie für einige Sekunden wortlos, aber sichtlich verärgert an. Julia verstand nicht, welchen Vergehens sie sich schuldig gemacht haben sollten. Alle ihre Klassenkameradinnen, sie selbst eingeschlossen, waren doch auf die Minute pünktlich gewesen?

Schließlich knurrte Herr Beselein: »Was war das denn für ein Gruß?«

Seine Worte trafen auf verwirrte Stille.

»Wisst ihr denn nicht, wie man sich jetzt anständig begrüßt?«

Zwanzig ratlose Augenpaare blickten ihn an.

»Wirklich? Keine von euch?« Seine Stimme klang aggressiv.

Plötzlich zeigte die dicke Gretel auf.

»Ja, Fräulein Flickstadt?«

»Mit … ähm … Heil Hitler?«, sagte sie zaghaft.

»Ja, genau.« Herrn Beseleins verhärtete Züge lockerten sich. »Und das werden wir jetzt alle miteinander üben. Rechte Hand hoch und dann aus voller Brust: Heil Hitler!«

Sich den Anweisungen eines Lehrers aktiv zu widersetzen hätte sich niemand in der Klasse getraut. Schließlich stand der dünne Stock für die strafenden Schläge gleich neben der Tafel. Also hoben sämtliche Schülerinnen brav die Hand und sprachen den ungewohnten Gruß stockend nach. Auch Julia und Ava streckten den Arm in die Höhe, bewegten jedoch – als hätten sie sich dazu verabredet – nur die Lippen und sagten die Worte nicht laut auf.

Herr Beselein, der ihren stummen Protest offenbar bemerkt hatte, warf ihnen einen strengen Blick zu. Dann marschierte er zu ihrem Pult und baute sich drohend vor Ava auf. Julias Herz schlug schlagartig schneller.

»So, so. Wie interessant. Das kleine Fräulein Cohen weigert sich also, unserem geschätzten Führer und Reichskanzler Respekt zu zollen?«

Ava blickte starr geradeaus und sagte kein Wort.

»Glauben Sie mir, damit kommen so hinterlistige jüdische Elemente wie Sie nicht mehr lange durch. Solche Flausen wird Ihnen der Führer schnell austreiben. Sie sind in dieser Klasse sowieso nur …«

Julia ertrug es nicht mehr. Irgendwie musste sie Herrn Beselein ablenken. Sie konnte ihre Freundin nicht eine Sekunde länger von diesem Widerling beschimpfen lassen. Mit fester Stimme

fragte sie: »Entschuldigen Sie bitte, Herr Beselein … ist Dr. Kröger krank? Fällt der Deutschunterricht heute aus?«

Ein Raunen ging durch die Bänke. Eigentlich war es verboten, den Lehrer unaufgefordert anzusprechen. Es galt die Devise: gerade sitzen, Ohren spitzen, Hände falten und Schnabel halten.

Doch anscheinend hatte sie Herrn Beselein durch ihre Frage derart aus dem Konzept gebracht, dass er ihr mit einem verdutzten Blinzeln antwortete: »Dr. Kröger ist verhindert, Fräulein Falkenhayn. Ich werde ihn in dieser ersten Stunde vertreten.«

Dann fiel sein Blick erneut auf Ava. Sein Zorn schien sich verflüchtigt zu haben. Oder er war sich endlich seiner Verantwortung als Vertretungslehrer bewusst geworden. Jedenfalls drehte er sich ohne eine weitere Bemerkung um und kommandierte mit scharfer Stimme: »Hefte raus. Wir schreiben ein Diktat.«

Hinter seinem Rücken drückte Ava rasch ihre Hand. Julia nickte ihr aufmunternd zu. Mit einem unterdrückten Seufzen öffnete sie den Tornister und zog ihre schwarze Kladde hervor. Wie sie Diktate hasste!

In der großen Pause schlenderten Julia und Ava wie immer in die entlegenste Ecke des Hofs. Hier war das Lärmen der jüngeren Mädchen, die Seil sprangen oder Fangen spielten, nicht mehr ganz so laut. Normalerweise ließen sie sich dort auf einer Bank nieder, um ihr mitgebrachtes Butterbrot zu verzehren. Doch heute verspürte keine von ihnen Hunger, und sie gingen untergehakt und leise miteinander flüsternd spazieren.

»Danke«, wisperte Ava erneut. Es war bestimmt das fünfte Mal.

»Bitte hör auf, dich bei mir zu bedanken«, erwiderte Julia beschämt. »Wenn ich wirklich Schneid gehabt hätte, hätte ich ihm sagen müssen, dass ich diesen dummen Gruß ebenfalls verweigert habe.«

»Du warst trotzdem sehr mutig und hast ihn davon abgehalten, noch schlimmere Dinge vor der versammelten Klasse zu mir zu sagen.«

»Wenn man es diesem Pauker nur irgendwie heimzahlen

könnte«, murmelte Julia wütend. »Immerhin bist du die Klassenbeste … da darf er nicht so mit dir umspringen.«

»Das hat nichts mit meinen Noten zu tun. Er verachtet uns Juden. Wie alle Nationalsozialisten.« Ava klang niedergeschlagen.

Julia erinnerte sich zum zweiten Mal an diesem Tag an den schrecklichen Zwischenfall mit Gabriel und seinen Eltern. Auch Gabriels Vater Samuel war nur angegriffen worden, weil die prügelnden SA-Männer ihn als Juden erkannt hatten. Bedeutete das, dass ihre Eltern doch richtig gehandelt hatten, als sie die Leitung des Palais an Onkel Paul abgaben, weil sie »mit dem ganzen Nazi-Pack nichts zu tun haben« wollten? Nachdenklich blickte sie ihre einen Kopf kleinere Freundin an. »Aber warum nur? Was haben die Juden Herrn Beselein und den anderen Nationalsozialisten denn Böses angetan?«

»Persönlich … nichts. Aber …« Avas Stimme brach. »Ich fürchte mich so vor dieser neuen Regierung. Auch mein Vater meint, dass für uns nun alles noch viel schlimmer wird.«

»Noch schlimmer?«, fragte Julia bestürzt. Es war das erste Mal, dass sie mit ihrer Freundin über dieses Thema sprach. Wie hatten ihr Avas Sorgen nur verborgen bleiben können, wenn doch Gabriels Familie aus einem ähnlichen Grund geflüchtet war?

»An dem Tag, an dem der neue Reichskanzler ernannt wurde, hat uns jemand eine tote Möwe vors Geschäft gelegt, mit einem Zettel, auf dem ›Jetzt seid ihr dran!‹ stand«, erklärte Ava traurig. »Außerdem bekommen wir mindestens einmal in der Woche anony…, ach, bitte lass uns von etwas anderem reden. Ich mag jetzt nicht daran denken. Besonders nicht, weil wir heute in den letzten beiden Stunden Latein haben. Wer weiß, was Herr Beselein sich dann wieder alles einfallen lässt, um mich zu beschimpfen.«

Das war allerdings eine fürchterliche Aussicht.

Plötzlich hatte Julia eine Idee. »Und was, wenn wir in den letzten zwei Stunden genauso verhindert sind wie Dr. Kröger?«, hauchte sie Ava ins Ohr.

»Wie meinst du das?«

»Wir schwänzen«, verkündete Julia resolut.

»Aber … wie willst du ungesehen am Pförtnerhaus vorbeikommen? Das gibt doch ein riesiges Donnerwetter, wenn uns Herr Maschke erwischt«, erwiderte Ava skeptisch, doch ihre großen dunklen Augen glänzten.

»Mir fällt schon was ein. Zur Not klettern wir aus einem Kellerfenster und steigen über den Zaun.«

Das Gesicht ihrer Freundin wurde von einem scheuen Lächeln erhellt. »Das würdest du für mich tun?«

»Was für eine Frage! Mit dir gehe ich doch durch dick und dünn.« Julia grinste. »Schade, dass wir Beseleins dämlichen Gesichtsausdruck verpassen, wenn er entdeckt, dass wir getürmt sind.«

»Wenn es uns überhaupt gelingt«, mahnte Ava.

»*Fortes fortuna adiuvat*«, zitierte Julia übermütig und imitierte mit ihrer freien Hand Beseleins theatralisches Herumfuchteln. »Den Mutigen hilft das Glück.«

Nach einer gähnend langweiligen Geschichts- und einer ebensolchen Mathematikstunde gab es eine kurze Pause, in der sich Ava und Julia ihre Tornister und Mäntel schnappten und gemeinsam auf den Ausgang des Klassenzimmers zustrebten.

»He, wo wollt ihr zwei denn hin?«, fragte Gretel, die ein dick mit Leberwurst bestrichenes Butterbrot in der Hand hielt und mit beiden Backen herzhaft kaute.

»Ava fühlt sich nicht gut. Ich bringe sie nach Hause«, log Julia, ohne rot zu werden. Es ging Gretel schließlich nichts an, dass sie beschlossen hatten, die letzten zwei Stunden zu schwänzen.

»Das wird Herrn Beselein aber nicht besonders freuen«, ereiferte sich Gretel nuschelnd. Vor Erregung flogen ihr einige Brotkrumen aus dem Mund.

»Tja, wer freut sich schon, wenn jemand krank wird«, entgegnete Julia mit einem bedauernden Schulterzucken. Innerlich hätte sie der alten Petze das Pausenbrot am liebsten quer in den gierigen Rachen gestopft.

»Das gibt bestimmt einen Klassenbucheintrag«, prophezeite

Gretel, während Julia die langsamer gewordene Ava liebevoll aus der Tür schob.

»Darauf können wir leider keine Rücksicht nehmen. Die Gesundheit geht vor.« Julia folgte ihrer Freundin auf den Korridor.

»Und was nun?«, fragte Ava und schlüpfte in ihren Mantel.

»Nun warten wir, bis Herr Beselein im Klassenzimmer verschwunden ist, und dann machen wir uns auf den Weg«, flüsterte Julia und zog Ava hinter den Schrank, in dem der Erdkundelehrer seine staubigen Landkarten aufbewahrte. Nur gut, dass die Türen der anderen Räume im zweiten Stock bereits geschlossen waren.

Im nächsten Moment legte Julia warnend den Zeigefinger an die Lippen … der kurzatmige Herr Beselein erklomm keuchend die Treppe.

Eine Minute später hörten sie, wie ihre Klassenkameradinnen den Lehrer mit einem kräftigen »Heil Hitler« begrüßten.

»Jetzt?«, fragte Ava, als sich die Tür schloss.

Julia schüttelte den Kopf. »Nein, warte noch einen Moment«, wisperte sie.

Und tatsächlich öffnete sich das Klassenzimmer erneut – vermutlich streckte Herr Beselein den Kopf zur Tür hinaus. Als er sie nirgendwo erblickte, warf er mit einem verärgerten Rumms die Tür ins Schloss.

»Jetzt«, flüsterte Julia, nahm Avas Hand und zog sie hinter sich zur Treppe.

Auf Zehenspitzen schlichen sie Stufe um Stufe hinab und erreichten das Erdgeschoss ohne Zwischenfälle. Doch leider trafen sie hier auf ein erstes Hindernis: Herr Maschke, der vom Krieg versehrte, einbeinige Pförtner der Schule, plauderte unmittelbar vor dem Ausgang mit einem Handwerker und versperrte ihnen den Fluchtweg.

»Mist«, murmelte Julia. »Also müssen wir doch durch den Keller.« Geduckt schlichen sie zu der nahe gelegenen Eisentür, hinter der eine steile Treppe ins Untergeschoss führte. Als Julia die Klinke betätigte und versuchte, die Tür aufzuziehen, quietschten die verrosteten Scharniere. Eine Schrecksekunde lang verharrten

die Mädchen wie erstarrt. War Herr Maschke durch das verdächtige Geräusch auf sie aufmerksam geworden?

Doch sie hatten Glück, der Pförtner war offenbar zu sehr in sein Gespräch vertieft, um auf ungewöhnliche Laute zu achten. Zentimeterweise drückten sie die Tür auf und schlüpften in das unbeleuchtete Treppenhaus.

Im Keller war es dunkel und kalt. Aber sie trauten sich nicht, die Deckenbeleuchtung einzuschalten. Zu groß war die Gefahr, dass jemand das verräterische Licht entdeckte. Als sie sich von der letzten Treppenstufe aus in den finsteren Raum vortasteten, schlug ihnen der charakteristische Geruch der hier unten gelagerten Kohlen entgegen, und Julia hörte, wie Ava ein Husten unterdrückte.

»Gleich haben wir es geschafft«, flüsterte sie aufmunternd über das knisternde Geräusch des Kohleofens hinweg. Mit der ausgestreckten Hand an der Wand fühlte Julia den Weg mehr, als dass sie ihn sah. Vorsichtig kletterten sie über abgestelltes Putzgerät und Schneeschaufeln. »Am besten nehmen wir das Fenster dahinten links, das müsste zur Rückseite des Schulgebäudes führen«, flüsterte sie.

Ava seufzte. »Und wenn es vergittert ist?«

»Keine Sorge, irgendwo muss eine Luke sein. Wie sollte Herr Maschke sonst die Kohlen für die Schule anliefern lassen?«

Als sie am letzten Fenster ankamen – glücklicherweise fiel durch jede der schmalen Öffnungen etwas Tageslicht –, atmete Julia erleichtert auf: Es war unvergittert und ließ sich mithilfe einer seitlich angebrachten Stange problemlos einen Spaltbreit öffnen. »Gut, dass wir so schlank sind. Gretel käme hier niemals durch«, kicherte sie leise. »Komm, mach eine Räuberleiter. Ich gehe vor, und wenn die Luft rein ist, reichst du mir erst die Tornister an, und dann ziehe ich dich hoch. Einverstanden?«

Ava nickte und verschränkte die Hände auf Bauchhöhe, sodass Julias Fuß darauf Halt fand, sie sich mit beiden Händen am Fensterrahmen festhalten und dann hochdrücken konnte.

Eine Sekunde später lag Julia bäuchlings im Fensterspalt und

schaute sich um. Als sie niemanden erblickte, kroch sie innerlich triumphierend nach draußen, drehte sich um und streckte Ava die Hände entgegen. Ihre Freundin war so federleicht, dass sie bereits eine Minute später neben ihr und den Schultaschen kauerte … geschafft!

Der brusthohe Maschendrahtzaun stellte sie vor keinerlei Probleme, ihn hatten sie schnell überwunden. Kurz darauf huschten die beiden Freundinnen eilig über die Straße, um sich so schnell wie möglich außer Sichtweite zu bringen. Atemlos hielten sie erst an, als sie die nächste Kreuzung erreicht hatten.

Lächelnd schüttelte Ava den Kopf: »Du bist verrückt, Julia Falkenhayn, weißt du das?«

»Würdest du doch lieber lateinische Verben konjugieren oder einem begeisterten Vortrag über unseren neuen Reichskanzler lauschen?«, erkundigte sich Julia mit einem Grinsen.

Ihre Freundin, deren blasse Wangen durch das Laufen gerötet waren, schüttelte energisch den Kopf.

»Na, siehst du! Und was machen wir jetzt mit unserer neugewonnenen Freiheit?«

»Sie genießen, solange sie währt?«, schlug Ava vor. »Denn ein Nachspiel wird unser Ausflug auf jeden Fall haben.«

»Soll mein Vater gleich für uns beide eine Entschuldigung schreiben?«, bot Julia großzügig an. Sie wusste, dass sie sich auf ihn verlassen konnte. Ihr Vater verachtete den faschistischen Lateinlehrer mindestens genauso sehr wie sie selbst.

»Keine schlechte Idee. Ich bin mir nicht sicher, wie meine Eltern reagieren werden.« Ava biss sich auf die schmale Unterlippe und schaute unentschlossen die Straße entlang. »Wohin möchtest du gehen?«

»In die Milchbar?«, fragte Julia und forschte in ihren Manteltaschen nach losen Münzen.

»Oh ja. Eine heiße Schokolade wäre jetzt genau das Richtige«, strahlte ihre Freundin und hakte sich bei Julia unter. Gemeinsam bummelten sie los.

»Übrigens hast du mir noch immer nicht erzählt, weshalb du

heute früh so gut gelaunt warst«, sagte Ava, während sie einige Frauen mit vollbepackten Einkaufskörben überholten.

Julia zog eine Grimasse. In Anbetracht von Avas Problemen verblasste die Freude über ihre Begegnung mit Max Langhans. Plötzlich kam es ihr seltsam vor, mit ihrer Freundin über das verlorene Zopfband zu plaudern, das Max für sie aufgehoben hatte.

Doch Ava kannte sie zu gut. »Könnte es sein, dass es etwas mit einem gewissen dunkelhaarigen Oberprimaner zu tun hatte?«

»Ähm … ja«, erwiderte Julia unsicher. »Aber nach der Geschichte mit Herrn Beselein spielt das keine Rolle mehr. Lass uns lieber von etwas anderem …«

»Von wegen … immer raus mit der Sprache! Das interessiert mich brennend. Was hat der schöne Max denn heute gemacht?«

In wenigen Sätzen gab Julia die Geschehnisse im Bus wieder.

»Ha! Hab ich's dir nicht gleich gesagt? Er mag dich!«, rief Ava lebhaft aus, während sie auf die Milchbar zusteuerten.

Julia errötete. »Glaubst du wirklich?«

»Ganz sicher«, meinte ihre Freundin und blieb abrupt stehen. Aus dem Kurzwarengeschäft direkt neben der Milchbar war eine zierliche Dame getreten. Avas Mutter! Ausgerechnet!

»Ava! Julia! Was macht ihr denn hier? Solltet ihr nicht in der Schule sein?«, fragte Frau Cohen pikiert.

»Mama … Julia und ich … also, wir …«, stammelte Ava verlegen. Auf ihrem Gesicht breitete sich eine schuldbewusste Röte aus.

»Dann habt ihr euch tatsächlich unerlaubt vom Unterricht entfernt?«, erkundigte sich Frau Cohen.

Ava senkte den Kopf.

Julia wusste, dass sich ihre Freundin stets bemühte, ihren Eltern eine brave Tochter zu sein. Und eigentlich hatte ja auch sie Ava zum Schwänzen angestiftet. Sie räusperte sich verlegen. »Frau Cohen, bitte entschuldigen Sie … aber wir sind heute nicht zum Lateinunterricht gegangen, weil der Lehrer uns gezwungen hat, ihn mit ›Heil Hitler‹ zu begrüßen. Und danach …«

Ava kniff sie in den Arm, und Julia verstummte. Offenbar

wollte ihre Freundin verhindern, dass ihre Mutter die hässlichen Einzelheiten erfuhr.

Anscheinend hatte sie trotzdem genug gesagt. Frau Cohen war sehr blass geworden.

»Mutter?«, fragte Ava besorgt.

Plötzlich lächelte die feingliedrige Dame. »Im Grunde sollte ich euch fürs Schwänzen bestrafen … doch das bringe ich unter diesen Umständen nicht übers Herz. Wie wäre es also, wenn ich euch stattdessen zum Mittagessen einlade?«

»Das … das wäre wunderbar«, sagte Julia überrascht und stupste die immer noch bange aussehende Ava an. »Vielen Dank, Frau Cohen.«

Das erste Morgenlicht drang durch die Lücke zwischen den nur halb zugezogenen dunkelroten Samtvorhängen, und Luise, die seit jeher einen leichten Schlaf besaß, erwachte aufgrund der ungewohnten Helligkeit. Müde blinzelnd blickte sie auf den nackten Mann neben sich. Heinz schlief auf dem Bauch und schnarchte leise. Ihn schienen die Strahlen der aufgehenden Wintersonne überhaupt nicht zu stören. Sein Gesicht war ihr zugewandt, und sie konnte in aller Ruhe die vertrauten Züge studieren. Ohne die Arroganz, die er üblicherweise zur Schau trug, weil er glaubte, dass sie zur charismatischen Aura eines Filmstars gehörte, wirkte er jünger. Trotz der beginnenden Geheimratsecken. Wie die meisten ihrer Kollegen war Heinz Brabeck privat ein völlig anderer Mensch als auf der Leinwand. In seinen Filmen spielte er zumeist den liebenswert drolligen Mann von nebenan. Er hatte ein unbestritten komisches Talent, das sie sehr bewunderte, doch für Heldenrollen hielt ihn die UFA für ungeeignet. Dafür sei er zu klein und zu schmächtig. Wahrscheinlich trat Heinz deshalb außerhalb seiner Rollen als schneidiger Salonlöwe auf – immer in elegantem Zwirn gekleidet, mit Sonnenbrille und sorgfältig pomadisierten Haaren. Um sein Draufgängertum zu beweisen, fuhr er stets die

windschnittigsten Automodelle, und das leider viel zu rasant. Ein paar Mal waren sie nur um Haaresbreite einem Unfall entgangen, und Luise schloss inzwischen die Augen, wenn sie an seiner Seite durch die nächtlich leeren Straßen von Berlin raste. Demnächst wollte Heinz auch noch den Pilotenschein machen. Doch sie hatte ihm bereits mitgeteilt, dass sie sich auf keinen Fall in eine dieser fliegenden Sardinenbüchsen quetschen würde. Sie war schließlich nicht lebensmüde.

Luise richtete sich auf, um die Bettdecke zurückzuschlagen und das Badezimmer aufzusuchen. Unwillkürlich zuckte sie zusammen. Ihr Kopf brummte. Was hatten sie gestern wieder getrunken! Bei der zehnten Flasche Champagner hatte sie aufgehört zu zählen, doch ihr akutes Kopfweh war bestimmt auf die exotischen Cocktails zurückzuführen, die Heinz noch kurz vor dem Nachhausegehen für sie und ihre Gastgeber zusammengebraut hatte. An ihr anschließendes Liebesspiel konnte sie sich nur noch schemenhaft erinnern, doch die im Zimmer verstreuten Kleidungstücke und ihr zerdrücktes Nachthemd zeugten von einer recht leidenschaftlichen Begegnung.

Luise biss die Zähne zusammen und unterdrückte einen Schmerzenslaut, als sie zuerst den einen und dann den anderen Fuß aus dem Bett schwang und aufstand. In dieser aufrechten Position wurde das diffuse Gefühl von Übelkeit schlimmer. Langsam wankte sie Richtung Bad. Nachdem sie sich erleichtert hatte, fiel ihr Blick beim Händewaschen auf ihr Abbild im Spiegel. Merkwürdigerweise sah man ihr den desolaten Zustand nicht an. Zwar waren ihre blonden Haare verstrubbelt und das schwarze Augen-Make-up verlaufen, aber ihr Teint wirkte unverändert frisch.

Spontan schaltete sie die Deckenbeleuchtung ein und unterzog ihr Gesicht einer kritischen Prüfung, wobei sie ihren Kopf vorsichtig mal in diese, mal in jene Richtung drehte. Es war erstaunlich. Auch in diesem harten künstlichen Licht wies ihre Haut kaum Falten auf. Mit siebenunddreißig Jahren! Sie schien nicht nur die hohen Wangenknochen und die großen blauen Augen ihrer verstorbenen Mutter geerbt zu haben, sondern auch de-

ren unverwüstliche Jugendlichkeit. Ein Glücksfall in ihrem eitlen Beruf.

Seufzend schaltete Luise das Licht aus, das für ihre übernächtigten Augen zu grell war, und öffnete den Seitenschrank, in dem verschiedene Medikamente aufbewahrt wurden. Sie entnahm einem Glasröhrchen zwei Aspirintabletten und würgte diese mit etwas Wasser hinunter. Anschließend hielt sie sich kraftlos am Rand des Waschbeckens fest. Wie konnten das äußere Erscheinungsbild und das Gefühlsleben bei ein und derselben Person nur so verschieden sein? Nach außen hin – das wusste sie aus Erfahrung – wirkte sie lebenslustig, schön und erfolgreich. Die Zuschauer ihrer Filme vergötterten sie und schickten ihr täglich Blumen und Pralinen ins Haus. Selbst die Presse, die früher eher rüde mit ihr umgegangen war, nannte sie inzwischen »die deutsche Greta Garbo« und schwärmte von ihrer lasziven und geheimnisvollen Ausstrahlung. Innerlich fühlte sie sich dagegen wie ein Wrack. Leer und ausgebrannt. Eine bloße Hülle. Und das lag nicht an dem Katzenjammer nach der durchzechten letzten Nacht.

Manchmal hatte sie das Gefühl, gar nicht mehr über eine eigene Persönlichkeit mit Wünschen und Träumen zu verfügen. Es war, als hätte sich ihr Charakter – unter dem Druck, stets perfekt und charmant sein zu müssen – in Luft aufgelöst, als funktionierte sie nur noch wie eine menschliche Marionette, deren Fäden von anderen Menschen gezogen wurden. Von diesen »Strippenziehern«, die sie herumkommandierten und manipulierten, gab es leider viele: Ihr Ehemann Carl gehörte gewiss dazu, außerdem die verschiedenen Regisseure, aber irgendwie auch ihre Familie, die nicht zu bemerken schien, wie sehr sie das Leben hinter der glanzvollen Fassade anstrengte und aushöhlte.

Meistens versteckte sie ihr inneres Vakuum, indem sie ihre Filmrollen – nachdem die Lichter der Kameras ausgegangen waren – in ihrem Privatleben weiterverkörperte. Momentan spielte sie in der Komödie *Eiskalte Liebe* eine sinnlich unterkühlte Diva, die sich widerstrebend in einen Jugendfreund verliebt, den sie für eine gescheiterte Existenz hält, der aber in Wahrheit ein Millionär

ist. Eine schöne Aufgabe. Heinz, der nicht in diesem Film mitspielte, schien nichtsdestotrotz diese Version von ihr besonders zu schätzen. Wahrscheinlich zog ihn die erotische Unnahbarkeit ihrer Rolle an. Doch an Tagen wie heute fiel es ihr schwer, den Gang und das kapriziöse Benehmen von Marlene von Bernstein zu kopieren.

Während sie den Tiegel mit der Abschminkcreme öffnete und das weiße Zeug großzügig auf ihrem Gesicht verteilte, dachte sie über das unbedarfte Mädchen nach, das sie einmal gewesen war. Als jüngstes Kind der Familie hatte niemand sie jemals ernst genommen. Sogar an ihrer Liebe zu Robert, dem damaligen Chefkellner im Palais Heiligendamm, hatten ihre Eltern und Geschwister gezweifelt.

Keiner hatte verstanden, wie schrecklich sie sich nach der Entdeckung fühlte, dass Robert in Wahrheit der homosexuelle Freund ihres Bruders Paul war und dass sie sich nur deshalb viel zu jung in die Ehe mit Joe, einem jungen amerikanischen Hotelgast, flüchtete. Doch auch dieses Wagnis war gründlich schiefgegangen. Joe, der sich gegenüber seiner reichen Familie als erfolgreicher Geschäftsmann profilieren wollte, war ständig auf Reisen gewesen, sodass Luise nach ein paar Jahren voller Einsamkeit die Scheidung eingereicht hatte und in ihre Heimat zurückgekehrt war. In Bad Doberan war es ihr jedoch auch nicht besser ergangen, da die dortige feine Gesellschaft sie als geschiedene Frau unerbittlich ausgeschlossen hatte. Lediglich ihre eher zufällig begonnene Karriere als Filmschauspielerin hatte sie vor diesem trostlosen, isolierten Dasein gerettet.

Luise griff nach ihrem Waschlappen und feuchtete ihn an. Mit wenigen geübten Griffen wischte sie sich die dicke Schicht Abschminkcreme vom Gesicht. Anschließend tupfte sie eine klärende Essenz auf die gereinigte Haut. Ihre Züge wirkten merkwürdig nackt im Spiegel. Verletzlich.

Luise senkte die Augen, um den Anblick ihres Spiegelbilds nicht länger ertragen zu müssen. Plötzlich fühlte sie Tränen in sich aufsteigen. Im Grunde hatte sie sich immer nur nach Liebe und

Romantik gesehnt. Nach einem anständigen Mann, der sie aufrichtig liebte. Doch auf diesem Gebiet hatte sie gründlich versagt. Nach dem Fiasko mit Robert und Joe hatte sie auf eine glückliche Ehe mit Willy Frisch gehofft, einem berühmten Schauspielerkollegen. Doch seine amourösen Gefühle waren ebenso schnell erloschen, wie sie entflammt worden waren. Nach einer kurzen Affäre hatte er sie sang- und klanglos sitzenlassen. Schließlich gelangte Luise zu der Überzeugung, dass ihr niemals eine glückliche Ehe vergönnt sein würde: Kein anständiger Mann wollte eine Geschiedene zur Frau oder eine Partnerin, die einen so leichtlebigen Beruf ausübte, und einem weiteren flatterhaften Kollegen wollte wiederum sie nicht ihr Vertrauen schenken. Aus diesem Grund hatte sie letztendlich den allergrößten Fehler ihres Lebens begangen und Carl von Herrhausen geheiratet.

»Luise?« Heinz, der noch im Schlafzimmer weilte, hörte sich verschlafen an.

»Ja?«, erwiderte sie und versuchte, ihrer Stimme den verruchten Klang der eigentlich nur im Drehbuch existierenden Marlene zu verleihen. Schließlich war ihr Geliebter mit dieser Frau eingeschlafen, da war es nur gerecht, dass er auch wieder mit ihr erwachte.

»Es ist so einsam hier im Bett«, beklagte Heinz sich. »Du fehlst mir.«

»Tatsächlich?«, meinte sie gedehnt. »Leider wirst du dich noch gedulden müssen.« Als Luise wäre sie sicherlich sofort zu ihm geeilt und hätte sich in seine ausgebreiteten Arme geworfen. Trotz des pochenden Kopfwehs und der anhaltenden Übelkeit. Doch eine Marlene würde das niemals tun. Sie liebte es, mit den Männern zu spielen.

Luise griff nach ihrer Bürste und begann in aller Ruhe, ihr durcheinandergebrachtes Haar zu glätten. Am Anfang schien ihre Ehe mit dem homosexuellen Carl sogar Sinn zu ergeben. Der Geliebte ihres Bruders sollte damals wegen eines Verstoßes gegen den Paragraphen 175 angeklagt werden, und sie hatte es irgendwie romantisch gefunden, ihn vor einer Gefängnisstrafe zu bewahren.

Außerdem war sie als verheiratete Frau vor den Nachstellungen liebestoller Regisseure und Produzenten sicher. Sie bewohnte eine Hälfte von Carls großzügig geschnittener Berliner Wohnung und hatte in ihm einen gut aussehenden und verlässlichen Begleiter für Filmpremieren und andere offizielle Anlässe. Jemanden, der ihr Halt gab, ohne sie in intimen Dingen zu bedrängen oder ihre Karriere einzuschränken. Das war zumindest die Theorie gewesen.

Die Praxis sah leider anders aus: Schon kurz nach der Hochzeit litt sie unter der Entfremdung von einem Teil ihrer Familie, die Carl wegen seiner nationalsozialistischen Überzeugungen ablehnte. Zudem musste sie ständig die Gastgeberin seiner Abendgesellschaften mimen, die manchmal aus recht fragwürdigen Menschen bestand. Besonders die Angehörigen der SA, die für ihre brutalen Angriffe auf politische Gegner und Juden bekannt war, waren ihr zuwider.

Carl hatte sich leider als überaus dominanter Ehemann entpuppt, der von ihr erwartete, dass sie sich dem biederen Frauenbild seiner Partei anpasste. Zum Wohle der »Volksgemeinschaft« sollten Frauen vor allem als tugendhafte Mütter ihre Pflicht tun. Doch diesem Wunsch konnte sie als vielbeschäftigte Schauspielerin nicht gerecht werden. Und wie sollte sie ihm Kinder gebären, wenn er nicht mit ihr, sondern mit ihrem Bruder das Bett teilte? Hoffte Carl darauf, dass sie sich von Heinz schwängern ließ? Gegen ihre dezent ausgelebten Affären schien er jedenfalls keinerlei Bedenken zu haben.

Luise verließ das Badezimmer und begab sich in das benachbarte Ankleidezimmer, in dem auch ihr überdimensionierter Schminktisch untergebracht war. Allmählich ließ der Druck in ihrem Kopf nach. Die Tabletten schienen zu wirken. Sie schlüpfte aus dem zerdrückten Nachthemd und ließ es achtlos auf den Boden fallen. Darum würde sich Frau Müller kümmern, Carls Haushälterin. Sie war ein Ausbund an Diskretion und wurde äußerst großzügig dafür entlohnt, dass sie die seltsamen häuslichen Arrangements nicht ausplauderte.

Aus einer Schublade holte Luise ein frisches Negligé, ein duf-

tiges Nichts aus Seide, und schlüpfte hinein. Anschließend nahm sie auf dem flauschigen Hocker Platz und begann, ein raffiniertes Make-up aufzulegen. Ihre Gedanken wanderten wieder zu ihrer Familie. Ihre älteren Schwestern meisterten das Leben besser als sie. Beide hatten die Liebe ihres Lebens geheiratet und waren mit ihren Ehemännern glücklich, auch wenn selbst für sie der Himmel nicht nur voller Geigen hing. Besonders Elisabeth, die früher als das hässliche Entlein unter den Kuhlmann-Schwestern gegolten hatte, schien mit ihrem Julius das große Los gezogen zu haben. Er war nicht nur vermögend und gut aussehend, sondern auch ein beständiger Fels in stürmischer Brandung. Obwohl Luise tapfer versuchte, nicht neidisch zu sein, wenn sie Zeit mit der Familie ihrer Schwester verbrachte und deren Wärme und Innigkeit erlebte, wurde ihr jedes Mal bewusst, dass ihre eigene sogenannte Ehe eine ganz schreckliche Farce war. Ein verlogener Abklatsch wahren Glücks.

Der Puderpinsel, den sie gerade in der Hand hielt, verharrte in der Luft. Warum hatte sie sich nur mit so wenig zufriedengegeben? Weshalb glaubte sie, nicht das gleiche Glück wie ihre Schwestern zu verdienen? Irgendwie hatte sie sich die vertrackte Situation, in der sie sich befand, noch nie in dieser Deutlichkeit vor Augen geführt. Dabei mochte sie Carl, der sehr aufbrausend und autoritär auftreten konnte, noch nicht einmal. Wieso hielt sie dann an dieser Ehe fest? Weil sie Angst hatte, ihr sicheres Zuhause zu verlieren? War das nicht ein überaus armseliger Grund?

Vorsichtig tupfte Luise sich zusätzliches Rouge auf die Wangenknochen. Ob Heinz sie aufrichtig liebte? Manchmal hatte es fast den Anschein. Jedenfalls schien er ebenso unglücklich verheiratet zu sein wie sie selbst: Er lebte in einer Junggesellenbude in Berlin, während seine Frau in München geblieben war. Sollte sie einmal durchscheinen lassen, dass sie aus ihrer Ehe ausbrechen wollte? Würde Heinz sich dann zu einer Scheidung durchringen und ihr einen Antrag machen?

In diesem Moment öffnete sich die Tür. Im Rahmen stand ihr Geliebter, lediglich mit einer Pyjamahose bekleidet.

»Hier steckst du also, holdes Weib.«

Luise versuchte, ein Lächeln zu unterdrücken. Aber es gelang ihr nicht. Amüsiert erwiderte sie: »Welch scharfsinnige Feststellung.«

Sie beobachtete im Spiegel, wie Heinz sich von hinten anschlich, und hob warnend eine Hand: »Ich bin noch nicht fertig. Du wirst dich …«

In diesem Moment zog er sie ungestüm vom Hocker und schloss sie in die Arme. »Ich habe unbändige Sehnsucht nach meiner Liebsten«, flüsterte er ihr ins Ohr.

Luise versuchte lachend, sich zu befreien. »Die Restaurationsarbeiten dauern aber noch an.«

»Papperlapapp. Für mich wirst du immer die schönste Frau der Welt sein – egal, wie spät die Nacht war.« Mit einem blitzschnellen Manöver packte er sie in den Kniekehlen, hob sie hoch und warf sie sich mit Schwung über die Schulter. Wie einen gewöhnlichen Sack Kartoffeln!

»Heinz! Was soll das!«, kreischte sie und versuchte, das heraufrutschende Negligé festzuhalten, damit ihr Hinterteil bedeckt blieb. Innerlich jubilierte sie trotzdem: Vielleicht konnte aus der leidenschaftlichen Affäre doch noch eine große, wahrhaftige Liebe entstehen.

»Herzlich willkommen im Palais Heiligendamm! Mein Name ist Kuhlmann, und als Generaldirektor des Hotels freue ich mich, Sie auch im Namen der gesamten Belegschaft bei uns in Bad Doberan begrüßen zu dürfen.«

Mit einer freundlichen Geste hielt Paul die zwölfköpfige Schar von Gästen auf, die eilig auf den Empfangstresen zusteuerte. »Wenn Sie bitte die Güte hätten, einen Moment Platz nehmen zu wollen?« Mit seinem unversehrten Arm, der andere war vor Jahren wegen einer Kriegsverletzung unterhalb des Ellenbogengelenks amputiert worden, deutete er auf die mit schwarzem und

weißem Leder bezogenen Sessel zu seiner Rechten. »Wir werden Ihnen umgehend eine kleine Erfrischung servieren, während wir uns um Ihre Reiseunterlagen kümmern. Anschließend werden Sie von einem Pagen in Ihre Suiten gebracht, wo Ihr Gepäck Sie bereits erwartet.«

Während die meisten Gäste seine Anweisungen befolgten und sich hinsetzten, hob eine ältere Dame im Pelzmantel streitbar die Hand. »Diese Erfrischung ist aber im Reisepreis inbegriffen, oder? Ich möchte nicht am Ende meines Aufenthalts eine böse Überraschung erleben.«

»Aber gnädige Frau … selbstverständlich«, erwiderte Paul höflich und rückte ihr einen Sessel zurecht. »Alle Leistungen innerhalb des Hotels sind in Ihrem Arrangement eingeschlossen. Lediglich die Kuranwendungen und andere externe Vergnügungen müssen noch zusätzlich von Ihnen beglichen werden.«

Mit einem zufriedenen Nicken ließ sich die Dame auf ihrer Sitzgelegenheit nieder. »Gut zu wissen.«

Es war bereits das dritte Mal in dieser Woche, dass eine Gruppe von Pauschalgästen im Palais eintraf. Allmählich hatte Paul Übung darin, die Damen und Herren davon abzuhalten, in einer wilden Aufholjagd zum Empfangstresen zu hetzen, um als Erste die gebuchte Zimmerflucht beziehen zu können. Die Ungeduld der Gäste ließ sich dabei erfahrungsgemäß am besten mit einem alkoholischen Getränk besänftigen. Trotz dieses notwendigen Kunstgriffs stellte Paul erleichtert fest, dass auch diese Neuankömmlinge durchaus distinguiert wirkten und sich – zumindest in Kleidung und Benehmen – nicht von den anderen, individuell anreisenden Hotelgästen unterschieden.

Mit Argusaugen beobachtete er, wie das kleine Heer von Kellnern seiner Aufgabe mit der gebotenen Etikette nachkam und allen Gästen formvollendet ein Glas Champagner einschenkte. Gleichzeitig versuchte er sich vorzustellen, welchen Eindruck das Hotel, das von seiner Schwester nach dem Krieg von Grund auf renoviert worden war, den neuen Gästen vermittelte. An der großzügigen Architektur und dem geschmackvollen Interieur des Pa-

lais konnte es wohl kaum etwas auszusetzen geben. Im Gegenteil, besonders das Foyer strahlte eine ungeheure Eleganz aus. Jedes Detail zeugte von wahrem Luxus, nirgendwo auch nur ein Hauch von Blendwerk oder Flitter.

Während die Pauschalgäste an ihrem Champagner nippten, nahmen sie in diesem vornehmen Ambiente unwillkürlich selbst Haltung an. Sichtlich beeindruckt begutachteten sie die kostbaren Möbel und Accessoires: die niedrigen Tische, die mit exotischem Schlangenleder bezogen waren. Die Lampen, die ihr Umfeld in ein warmes Licht tauchten und in einem silbrigen Chrom glänzten, das sich hervorragend von dem saphirblauen und smaragdgrünen Teppich abhob. Das auf Hochglanz polierte Mahagoni des Empfangstresens und die elegante Livree des Empfangschefs dahinter – alles eine Augenweide.

Einen kleinen Wermutstropfen gab es allerdings: Das inzwischen weit über die Landesgrenzen hinaus berühmte Hotel Palais Heiligendamm, das von seinem verstorbenen Vater werbewirksam auf diesen Namen getauft worden war, lag gar nicht in Heiligendamm am Meer, sondern im sechs Kilometer entfernten Bad Doberan. Die Stammkunden schienen das dem Haus nicht zu verübeln. Und die Pauschalgäste waren vielleicht von dem ungewohnten Prunk zu eingeschüchtert, um sich zu beschweren. Jedenfalls hatte noch keiner von ihnen diesen Umstand moniert. Oder hatte sich die Lage des Hotels in den gehobenen Kreisen der Gesellschaft bereits herumgesprochen?

Sein Konzept schien jedenfalls aufzugehen: Die Pauschalreisen, die er in Zusammenarbeit mit ausgewählten Berliner Reisebüros durchführte, waren eine absolute Novität in Deutschland und wurden von den Erholungssuchenden gut angenommen. Sie erwarben dabei vor Reiseantritt Coupons für ein vergünstigtes »Rundum-Paket«, das Fahrt, Unterkunft und Vollverpflegung im Palais beinhaltete. Dies bescherte sowohl den Gästen Vorteile, da sie für mehr Leistung weniger bezahlen mussten, als auch dem Hotel, das sich über größere Planungssicherheit und eine höhere Auslastung freuen konnte. Schon jetzt waren mehr Zimmer im Palais belegt

als zuletzt unter der Leitung seiner Schwester. Und das war nur der Anfang. Wenn er dieses Reiseformat erst deutschlandweit oder gar international anbieten würde, müssten sie das Hotelgebäude glatt vergrößern. Ein Gedanke, der ihn mit Stolz erfüllte.

Mit fast fünfundvierzig Jahren war er endlich beruflich erfolgreich. Das war bei Gott nicht immer so gewesen. Als junger Mann, der von seinem Vater zum Juniorchef auserkoren worden war, hatte er sich nicht gerade mit Ruhm bekleckert. Im Grunde hatte er sich zu jener Zeit ausschließlich für seine geliebte Musik interessiert. Im Umgang mit den Gästen war er schüchtern und linkisch gewesen und hatte sich selbst im Weg gestanden. Damals hatte lediglich Elisabeth mit ihrer angeborenen Begabung für das Hotelgeschäft geglänzt, während ihm zumeist unwichtige Aufgaben übertragen worden waren. Jetzt war er allerdings seit einigen Wochen der alleinige Geschäftsführer des Palais, und nicht einmal seine Schwester durfte ihm bei der Arbeit auf die Finger schauen.

In diesem Moment trat ein Page dezent an seine Seite: »Herr Kuhlmann, ein Gespräch für Sie.«

»Im Büro?«, erkundigte sich Paul und vergewisserte sich mit einem letzten Blick auf die Gäste, dass alles seinen geordneten Gang ging und der Empfangschef und sein Kollege bereits im Begriff waren, die Reiseunterlagen einzusammeln.

Der Page nickte ehrerbietig.

»Danke.« Mit gesetzten Schritten machte sich Paul auf den Weg ins Büro, das er nach seinem Geschmack umgestaltet hatte. Statt der kargen Funktionalität, die seine Schwester bevorzugte, strahlte nun auch dieser Raum eine gewisse Behaglichkeit aus. Er hatte kaum hinter seinem imposanten Schreibtisch Platz genommen, als die Zentrale das Gespräch durchstellte.

»Kuhlmann«, meldete er sich.

»Ich bin's!«, schallte es ihm aus dem Hörer entgegen.

»Carl! Wie schön, dass du anrufst. Kommst du dieses Wochenende nach Bad Doberan?«

Die Beziehung zu seinem langjährigen Partner Carl von Herrhausen war gewiss nicht ohne Konflikte. Trotzdem … wann

immer er dessen sonore Stimme vernahm, schlug Pauls Herz vor Freude schneller. Es war keine Selbstverständlichkeit für einen homosexuellen Mann wie ihn, in einer erfüllten Partnerschaft zu leben. In Deutschland stand die gleichgeschlechtliche Liebe noch immer unter Strafe.

Carl räusperte sich am anderen Ende der Leitung. »Leider nicht. Wir haben eine wichtige Veranstaltung, und nächstes Wochenende klappt es bei mir auch nicht. Deshalb wollte ich vorschlagen, dass du das Wochenende darauf zu mir nach Berlin kommst.«

Paul schwieg. Er wusste, dass Carl sehr viel für die Partei und seinen obersten Dienstherrn Joseph Goebbels unterwegs war. Dennoch hatte er darauf vertraut, dass Carl sein Versprechen wahr machte und zumindest jedes zweite Wochenende ins Palais kam, um ihn zu besuchen. Immerhin hatte er jetzt eine wichtige Aufgabe im Hotel zu erfüllen und war nicht mehr der kleine Parteiangestellte, der er einmal gewesen war.

»Paul?« Carls Stimme klang sanft.

»Ich hatte eigentlich gehofft, dass wir uns hier …«

»Paul, bitte … du weißt, dass wir seit der Machtübernahme unendlich viel zu tun haben. Ich dachte, es wäre auch dein Ziel, dass Adolf Hitler die Zügel möglichst zügig fest in die Hand nimmt, um den deutschen Karren aus dem Dreck zu ziehen.«

Auch darauf wusste Paul auf die Schnelle keine Antwort. Tatsächlich hatte er bislang geglaubt, dass Deutschland eine stabile und konsequente Regierung benötigte, um die dramatisch hohe Arbeitslosigkeit zu überwinden. Doch seit Kurzem war er sich nicht mehr sicher, ob er der NSDAP die Lösung eines solch schwerwiegenden Problems überhaupt zutraute. Wie sollte die Partei das schaffen, wenn sie noch nicht einmal ihre eigene Kampforganisation unter Kontrolle hatte? Er konnte sich jedenfalls nicht vorstellen, dass die brutalen Aktionen der SA von der Parteispitze abgesegnet worden waren.

»Es geht momentan einfach nicht anders. Bitte komm übernächstes Wochenende nach Berlin.«

Paul gab sich einen Ruck. Wahrscheinlich würde das Hotel ein Wochenende auch ohne seine Anwesenheit überstehen. Oder er bat Julius, in dieser Zeit ein wenig nach dem Rechten zu sehen. »Einverstanden. Aber in Zukunft kommst du bitte zu mir, ja?«

»Natürlich«, erwiderte Carl hörbar erleichtert. »Entschuldige, ich bin in Eile. Am besten melde ich mich morgen.«

»Bis …«, fing er an, aber sein Geliebter hatte die Verbindung bereits gekappt.

Paul starrte auf den plötzlich nutzlosen Hörer in seiner Hand und legte ihn nachdenklich auf. Nicht nur beruflich hatte er schwierige Zeiten durchgemacht. Auch privat hatte es in seinem Leben einige heftige Schicksalsschläge gegeben: Als er damals davon hatte ausgehen müssen, dass seine erste große Liebe Robert im Krieg gefallen war, hatte er aus Gründen, die ihm heute nicht mehr nachvollziehbar waren, die Krankenschwester Helene geheiratet und mit ihr drei Kinder bekommen. Obwohl er sich in dieser Ehe vor Strafverfolgung sicher gefühlt hatte, war er innerlich fast daran zugrunde gegangen. Erst die Beziehung zu Carl hatte ihm die Kraft gegeben, sich aus diesem Gefängnis zu befreien. Trotzdem hatte er sich schuldig gefühlt, als Helene das Ende ihrer Ehe nicht akzeptieren wollte und wenig später – in einer schrecklichen Kurzschlusshandlung – Selbstmord beging. All dies hatte ihm schwer zugesetzt, doch heute war er mit sich im Reinen: Er hatte drei wunderbare Kinder, denen er ein verlässlicher und liebevoller Vater zu sein versuchte, und einen festen Partner.

Denn selbst wenn Carl seine Interessen manchmal recht brüsk durchsetzte, liebte er ihn. Vielleicht hatte sich Carl einfach noch nicht an das veränderte Kräfteverhältnis zwischen ihnen gewöhnt. Früher war er in jeder Hinsicht der Stärkere gewesen und hatte dementsprechend den Ton angegeben, aber inzwischen pochte Paul – als frischgebackener Hoteldirektor – auch auf seine Rechte. Ob sich Carl deswegen herabgesetzt fühlte? Oder war er nur beruflich stark eingespannt?

»Herr Kuhlmann?« Der Empfangschef klopfte an die geschlossene Bürotür.

»Kommen Sie herein.«

Herr Moltke trat mit einem besorgten Gesicht ins Büro. »Einer der Gäste hat angeblich seine Reiseunterlagen in Berlin vergessen. Sollen wir ihm trotzdem ein Zimmer geben?«

Paul stand auf. »Steht sein Name auf der uns vom Reisebüro übermittelten Liste?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob wir die finale Gästeaufstellung erhalten haben. In meinen Unterlagen finde ich nur eine vorläufige Übersicht.«

»Keine Sorge. Am besten halte ich kurz Rücksprache mit dem Reisebüro. Vielleicht können Sie dem Gast so lange eine weitere Erfrischung offerieren.«

Herr Moltke nickte. »Gut. Das kann ich machen.« Erleichtert zog er von dannen.

Paul kräuselte die Stirn, während er zum Telefonhörer griff. Schade, dass Herr Schulze, der alte Empfangschef, gekündigt hatte. Er war sich noch nicht sicher, ob Herr Moltke seiner Aufgabe gewachsen war.

Luise saß nach einem anstrengenden Drehtag in ihrer Garderobe und wartete auf Heinz, der sie zu einem intimen Abendessen abholen wollte. Leider schien er sich zu verspäten. Eigentlich waren sie bereits vor vierzig Minuten verabredet gewesen.

»Du bist noch hier?« Klaus Jensen, der die männliche Hauptrolle in *Eiskalte Liebe* spielte, steckte den Kopf zur Tür herein.

»Ja, man hat mich offenbar versetzt«, erwiderte Luise und versuchte, ihre Enttäuschung mit einem Lächeln zu kaschieren.

»Das tut mir leid. Nach dem heutigen Tag hättest du wirklich ein wenig Zuspruch verdient.« Klaus zwängte seine stattliche Figur durch die Garderobentür und gesellte sich zu ihr.

Überrascht blickte Luise in sein besorgtes Gesicht. »Ach, du meinst die Kritik unseres verehrten Regisseurs?«

Klaus nickte verlegen.

Sie lächelte. »Es wird mir auf ewig ein Rätsel bleiben … aber selbst erfahrene Regisseure scheinen zu glauben, dass ausgerechnet Kritik uns Schauspieler zu einer besseren Leistung anstachelt. Dabei ist genau das Gegenteil der Fall. Nur Lob bringt uns doch dazu, das letzte Quäntchen Talent aus uns herauszukitzeln.«

»Weil wir als Schauspieler stets um die Anerkennung unseres Publikums buhlen?«

Luise schüttelte den Kopf. »Nein, weil jeder Mensch durch ein Kompliment aufblüht.«

»Da hast du sicher recht«, meinte Klaus, nachdem er kurz über ihre Aussage nachgedacht hatte. »Übrigens … ein paar Freunde und ich gehen jetzt gleich zum Sportpalast. Unser neuer Reichskanzler hält dort heute eine Rede. Wenn du mitkommen magst … ich habe noch eine Karte übrig.«

»Adolf Hitler?«, meinte Luise gelangweilt. Sie war kein politischer Mensch. Abgesehen davon fand sie Carls nationalsozialistische Mitstreiter generell eher provinziell und kleinkariert. Uninteressant. Dasselbe galt auch für diesen Hitler, den sie bei seiner Ernennung zum Reichskanzler flüchtig kennengelernt hatte. Als Carls Ehefrau war sie von dessen Chef Joseph Goebbels dazu eingeladen worden.

»Ja, genau«, meinte Klaus. »Ich wollte ihn endlich einmal persönlich sehen. Er soll unglaublich redegewandt sein.«

»Hm, ich weiß nicht …« Luise blickte auf die zierliche Armbanduhr, die Heinz ihr vor ein paar Monaten geschenkt hatte. Jetzt war er bereits über eine Stunde zu spät! Dachte er tatsächlich, dass sie wie ein kleines Dummchen auf ihn warten würde?

Ihr Kollege räusperte sich. »Wir müssten nur bald los, sonst schaffen wir es nicht mehr rechtzeitig.«

Energisch griff Luise nach ihrer Handtasche. »Danke für das Angebot, Klaus. Da komme ich gern mit.« Mit ihrem Verschwinden würde sie Heinz eine Lektion erteilen: Man versetzte sie nicht ungestraft. Und anstatt zu Hause auf seinen Anruf zu warten, würde sie sich diese Rede anhören. Egal, wie langweilig Hit-

lers Vortrag sein würde. Alles war besser, als unglücklich das Telefon anzustarren …

Der Sportpalast war bis auf den letzten Platz besetzt, und sie mussten sich an den anderen Zuschauern in ihrer Reihe vorbeidrängeln, um zu ihren reservierten Sitzen zu gelangen. Einige erkannten Luise, obwohl sie den Blick starr auf den Boden gerichtet hielt und ihre asymmetrische Hutkrempe tief ins Gesicht gezogen hatte. Sofort setzte das altbekannte Getuschel ein: »Ist das nicht die …« Doch heute war ihr das Glück hold. Joseph Goebbels, der als Vorredner fungierte, trat just in diesem Moment ans Mikrophon und lenkte die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich. Zudem überließen Klaus und seine Freunde ihr einen Platz in ihrer Mitte, sodass sie sich nicht mit einem womöglich neugierigen fremden Sitznachbarn herumschlagen musste. Trotzdem fragte sie sich, ob es nicht ein Fehler gewesen war, sich in eine derart exponierte Lage zu bringen. Und das alles nur wegen Heinz, der sich wahrscheinlich aus einem absolut entschuldbaren Grund verspätet hatte. Warum musste sie nur ständig so unüberlegt und impulsiv handeln? Das hatte sie schon früher öfter in Teufels Küche gebracht.

Während Klaus und das restliche Publikum die aufpeitschenden Worte von Goebbels in sich aufzusaugen schienen, blickte Luise sich im Saal um, der mit Hakenkreuzfahnen und Spruchbändern mit Parolen wie »Für die Nation, gegen die Internationale« geschmückt war. Ob Heinz nur länger gearbeitet hatte? Das kannte sie von ihren eigenen Drehtagen … manchmal dauerte jede Szene ewig!

Plötzlich öffneten sich die Saaltüren, und zu den Klängen des Deutschlandliedes marschierten weitere Fahnen- und Standartenträger ein. Was für ein Spektakel! Das staunende Publikum verrenkte sich die Hälse, um nichts zu verpassen. Das Ganze hat etwas von einer zweitklassigen Theateraufführung, dachte Luise irritiert. Die Zuschauer sollten nicht nur vom Inhalt der Darbietung, sondern vor allem auch von der Atmosphäre, dem ganzen

Drumherum gefesselt werden. Eine fragwürdige Inszenierung, wie sie fand. Obwohl der Hauptakteur, Adolf Hitler, noch nicht einmal auf dem Podest stand, ließen sich einige Zuschauer zu »Heil«- und »Deutschland erwache«-Rufen hinreißen. Unwillkürlich fragte Luise sich, was Heinz wohl dazu sagen würde. Wahrscheinlich hatte er längst versucht, bei ihr anzurufen, um sich zu entschuldigen. Und anstatt in seinen Armen zu liegen, saß sie nun inmitten dieses erwartungsvollen Hexenkessels!

Als Goebbels mit erheblicher Verspätung endlich den Hauptredner Hitler begrüßte, wäre Luise am liebsten nach Hause gegangen. In erster Linie, um herauszufinden, ob Heinz dort schon auf sie wartete. Andererseits aber auch, weil die mächtigen Männer auf der Bühne in ihrer Kleinbürgerlichkeit so schrecklich unattraktiv, ja, geradezu lächerlich wirkten. Manchmal, wenn Carl von der arischen Rasse schwärmte, die seine Partei heranzüchten wolle, musste sie sich regelrecht zusammennehmen, um nicht laut aufzulachen. Der neue Reichskanzler und sein frischgebackener Wahlleiter, beide dunkelhaarig und eher von kleinem Wuchs, sahen ihrem nordischen Idealbild in etwa so ähnlich wie ein Spatz einem Schwan.

Während Hitler darauf wartete, dass sich der Saal beruhigte, fingerte er immer wieder an seinen Notizen und seiner Kleidung herum. War seine Nervosität vorgespielt? Ein cleverer Schachzug, um das Publikum auf seine Seite zu ziehen? Carl betonte doch ständig, was für ein hervorragender Rhetoriker er sei. Plötzlich war Luises Interesse geweckt.

»Deutsche Volksgenossen und -genossinnen!«, begann der Reichskanzler, der sich in seiner Haut noch immer nicht wohlzufühlen schien. Seine Stimme klang verlegen, er sprach stockend. Am liebsten hätte Luise ihm die Atemübungen empfohlen, die sie absolvierte, wenn ihr eine Szene Probleme bereitete.

»Am 30. Januar dieses Jahres wurde die neue Regierung der nationalen Konzentration gebildet. Ich und damit die nationalsozialistische Bewegung traten in sie ein. Ich glaubte, dass nunmehr die Voraussetzungen erreicht sind, um die ich das vergangene Jahr gekämpft habe.« Haltsuchend fasste seine linke Hand an den Gürtel.

Luise schüttelte innerlich den Kopf. Vor einem so großen Auftritt sollte man seine Gestik eigentlich einstudiert haben, oder? Als sie links und rechts neben sich blickte, bemerkte sie zu ihrer Überraschung, dass Klaus und seine Freunde die Rede gebannt verfolgten. Fielen ihnen Hitlers fahrige Bewegungen denn gar nicht auf? Bemerkten sie nicht seine abgehackt knarrende Stimme? Waren sie wie die anderen Zuschauer von dem vorherigen Brimborium schon derart auf etwas Großes, ja, fast schon Sakrales eingestimmt worden, dass sie die ungeschminkte Wahrheit nicht mehr erkannten?

»Und so, wie diese Bewegung heute die Führung des Deutschen Reiches überantwortet bekommen hat, so werden wir einst dieses Deutsche Reich führen wieder zur Größe, zum Leben zurück und sind hier entschlossen, uns durch gar nichts dabei beirren zu lassen!«, dröhnte der Reichskanzler.

Ekstatischer Beifall brandete auf. »Bravo!«, schrien die Menschen. »Bravo!«, schrien auch Klaus und seine Freunde.

Die Zustimmung schien Hitler gutzutun. Seine Sprache wurde zusehends flüssiger und stachelte die Anwesenden zu immer neuen Begeisterungsstürmen auf. Aber wovon genau waren sie alle so angetan? Waren es nicht lediglich leere Worthülsen, die dieser Mann von sich gab? Pathetisches Geschwätz? Sie war sicherlich keine Expertin auf dem Gebiet … aber warum sprach er nicht über seine politische Strategie, um die Arbeitslosigkeit zu verringern und das Land vorwärtszubringen?

Luise versuchte, sich auf die Rede zu konzentrieren. Doch auf konkrete Aussagen hoffte sie auch weiterhin vergeblich. Der Vortrag nahm stattdessen eine fast religiöse Qualität an. Düster, dann wieder ekstatisch kraftvoll. Mit einer Sprache von brutaler Intensität. Würde dieser Mann als Schauspieler die Rolle eines Politikers *spielen*, wäre sie beeindruckt gewesen. Aber so vermisste sie die Ernsthaftigkeit, die einem wahren Lenker des Staates ihrer Meinung nach zu eigen sein sollte.

»… das gemeinsam geschaffene, mühsam erkämpfte, bitter erworbene neue Deutsche Reich der Größe und der Ehre und der

Kraft und der Herrlichkeit und der Gerechtigkeit. Amen!«, beendete Hitler seine Ausführungen.

Hatte er gerade tatsächlich »Amen« gesagt? Luise traute ihren Ohren kaum. Sie waren doch nicht in einem Gottesdienst! Um Zustimmung für ihre Verwunderung über diesen Fehltritt heischend, blickte sie sich zu Klaus um, der jedoch in diesem Moment auf die Füße sprang und jubelnd in die »Heil«-Rufe des Publikums einfiel.

Als sie sich endlich auf den Heimweg machten, war es bereits spät. Trotzdem versuchte Luise, als sie mit Klaus allein im Wagen saß, die in ihren Augen merkwürdig inhaltsleere »Predigt« noch einmal anzusprechen.

»Dir hat Hitlers Rede also gefallen?«, erkundigte sie sich vorsichtig.

»Aber selbstverständlich«, bekräftigte ihr Filmpartner, während er den Wagen sicher durch den Berliner Verkehr lenkte.

»Und was genau hat dir gefallen? Sein Wahlprogramm?«, versuchte sie, ihn aus der Reserve zu locken.

Klaus drehte sich kurz zu ihr um. »Es geht doch gar nicht um konkrete politische Themen. Es geht darum, dass endlich ein starker Mann mit diesem politischen Saustall aufräumt. Im Parlament sitzen doch nur nichtsnutzige Schwätzer! Was haben die in den vielen Jahren, in denen wir jetzt in einer Demokratie leben, schon für uns getan?«

Luises Eindrücke aus dem Sportpalast gerieten kurzfristig ins Wanken. Carl behauptete schließlich dasselbe, während er gleichzeitig betonte, dass sie als Frau *natürlich* nichts davon verstehe. Vielleicht stimmte das. Trotzdem fand sie, dass …

»Der Reichskanzler verkörpert eine bewundernswerte Stärke und Entschlossenheit. Er kann die Massen begeistern und auf diese Weise etwas radikal Neues schaffen. Genau das braucht dieses Land«, unterbrach Klaus ihre Gedanken. »Und kein weiteres intellektuelles Gerede über Reformen, die dann doch nie durchgeführt werden.«

Luise blieb stumm. Ob Hitler wirklich der Mann war, der Deutschland zu neuer Größe führen konnte? Immerhin schien er den Menschen heute im Sportpalast Hoffnung auf ein besseres Morgen gegeben zu haben.

In diesem Moment fuhr Klaus vor ihrem Wohnhaus vor, und ihre Aufmerksamkeit wurde auf ein windschnittiges rotes Fahrzeug vor dem Eingang gelenkt. Heinz! Bestimmt wartete er schon seit Stunden auf sie. Plötzlich tanzte ein Schwarm Schmetterlinge in ihrem Bauch. Als Klaus anhielt und sich anschickte, ihr die Tür zu öffnen, drückte sie diese selbst auf: »Bitte bemüh dich nicht. Vielen Dank für den interessanten Abend! Wir sehen uns dann morgen im Filmatelier.«

Überrumpelt blieb er auf der Fahrerseite sitzen. »Ähm … ja sicher. Gern geschehen. Bis morgen.«

Luise winkte kurz und wartete, bis er abgefahren war. Dann konnte sie nicht mehr an sich halten und eilte zu dem roten Wagen.

Heinz saß nonchalant rauchend auf dem Fahrersitz. »So, so, du hast mich also wegen einer kleinen Verspätung bereits ersetzt?«

Diesmal konnte sie sich nicht dazu durchringen, die Rolle der kühlen Marlene zu spielen. Lachend antwortete sie: »Niemals! Im Gegenteil, du hast mir ganz schrecklich gefehlt heute Abend.«

»Gut«, erwiderte er und drückte die Zigarette aus. »Dann ist es uns ja ähnlich ergangen. Wir sollten das nicht zur Gewohnheit werden lassen.« Mit einem frechen Grinsen stieg er aus, und kurz darauf betraten sie gemeinsam das Haus. Nicht zum ersten Mal war Luise froh, dass man ihren Teil der Wohnung über einen separaten Eingang betreten konnte.

Es war zum Mäusemelken. Im Palais wurde jetzt gerade das Abendessen serviert. Für die Pauschalreisenden würde es – wie in den Reiseunterlagen ausgeführt – ein Standardmenü geben, während sich die anderen Gäste die verschiedenen Gänge aus der

reichhaltigen Restaurantkarte aussuchen durften. Ein Umstand, der in den vergangenen Wochen bereits einige Male für Verstimmung gesorgt hatte. Paul hatte diesbezüglich mehrfach aufgebrachte Damen und Herren besänftigen müssen. Doch heute würde Julius diese Aufgabe übernehmen. Er selbst hielt sich immer noch in Carls Berliner Wohnung auf – und zwar mutterseelenallein! Das Wochenende war definitiv nicht so verlaufen, wie er es sich erhofft hatte: Unmittelbar nach seiner Ankunft hatte Carl ihm mitgeteilt, dass Dr. Goebbels den Wahlkampf wegen der am 5. März anstehenden Reichstagswahl für drei Tage unterbrochen und stattdessen einige Strategieveranstaltungen angesetzt habe, an denen er ebenfalls teilnehmen müsse. Es tue ihm sehr leid, aber bestimmt würden sie trotzdem wertvolle Zeit miteinander verbringen können.

Doch bis auf die gemeinsamen Abendessen und kurzen Nächte hatte Paul das Wochenende ohne seinen Geliebten verbracht. Carl war morgens nach einem kargen Frühstück verschwunden und erst spät von seinen Besprechungen zurückgekommen. Sogar nach den gemeinsamen Mahlzeiten hatte er noch stundenlang Papiere durcharbeiten müssen. Leider waren auch Luise, Thomas und Friedrich verhindert gewesen. Seine Schwester hatte für Außenaufnahmen vor der Kamera gestanden, sein Sohn war mit seinen Internatskameraden auf Studienfahrt, und sein Bruder hatte nur Zeit für eine schnelle Tasse Kaffee gehabt, weil er in der Charité benötigt wurde. Deswegen war Paul letztlich dazu verdammt gewesen, ohne Begleitung durch das winterlich kalte Berlin zu spazieren.

Obwohl er durchaus Verständnis dafür hatte, dass sein Partner derzeit hart arbeiten musste, war Paul traurig. War es für Carl nicht abzusehen gewesen, dass Dr. Goebbels seine Mithilfe benötigen würde? Hätte er in dem Fall nicht kurz zum Hörer greifen und ihn davor bewahren können, das ganze Wochenende nutzlos und einsam in Berlin zu verbringen?

Am gestrigen Sonntagnachmittag hätte Paul dann eigentlich den Zug zurück nach Bad Doberan nehmen sollen. Doch kurz vor

seiner Abreise war Carl mit einem äußerst schuldbewussten Gesichtsausdruck in die Wohnung zurückgekehrt.

»Bitte bleib noch zwei Tage«, hatte er gesagt. »Ich brauche deine Nähe.«

»Das geht leider nicht. Ich muss zurück ins Palais«, hatte Paul ihm schweren Herzens geantwortet.

»Wenn Julius sowieso schon die Vertretung für das Wochenende übernommen hat, kann er sich doch auch morgen und übermorgen um den Laden kümmern.«

»Den Laden?«

Mit einem übermütigen Grinsen hatte Carl seine Aussage korrigiert: »Ich meinte natürlich … das beste Hotel der Welt.«

Es war Paul schon immer schwergefallen, seinem Geliebten einen Wunsch abzuschlagen. »Ich weiß nicht, eigentlich wollte ich mich morgen mit unserem Buchhalter zusammensetzen und …«

»Bitte!« Carls Stimme hatte leidenschaftlich geklungen. Und ein wenig verloren.

Im Stillen hatte Paul über das Ansinnen nachgedacht: Einerseits würde es ihm schwerfallen, Julius um diesen zusätzlichen Gefallen zu bitten. Wahrscheinlich hatte sein Schwager ebenfalls bereits Pläne für den Anfang der Woche geschmiedet. Andererseits musste eine Fernbeziehung sicherlich besonders gehegt und gepflegt werden, sonst wurde sie schnell schal und oberflächlich.

»Also gut. Bis Dienstagnachmittag. Aber nur, wenn du mir versprichst, diese Zeit ausschließlich mit mir zu verbringen«, hatte er schließlich nachgegeben.

»Darauf gebe ich dir mein Ehrenwort.« Mit einem sinnlichen Lächeln hatte Carl ihn an sich gezogen.

Das Ehrenwort hatte leider keine vierundzwanzig Stunden gehalten. Am frühen Nachmittag hatte Carl einen Anruf erhalten und war mit einem hastigen »Ich bin gleich zurück« ins Büro geeilt. Seitdem saß Paul allein in dem vornehmen Salon und wartete. Bis auf eine alte Zeitung hatte er keinerlei Unterhaltung. Und das, was er darin las, stimmte ihn ziemlich nachdenklich: Her-

mann Göring, seit der Machtübernahme der oberste Dienstherr der gesamten preußischen Polizei, hatte vor Kurzem zehntausend Hilfspolizisten ernannt, die meisten davon ehemalige SA-Männer. Ausgerechnet! Mit den brutalen Methoden dieser paramilitärischen Vereinigung hatte Paul indirekt bereits Bekanntschaft geschlossen, als sein Schwager Samuel ohne ein Gerichtsverfahren monatelang von ihnen festgehalten worden war. Solche Leute hatten sicherlich nichts im Polizeidienst zu suchen. Und … wozu brauchte die Regierung überhaupt so viele zusätzliche Polizisten?

Mit jeder Stunde, die verging, ohne dass Carl zurückkehrte, wurde Paul ärgerlicher. Warum rief er nicht an und ließ ihn wenigstens wissen, um wie viel Uhr er nach Hause käme? Dann hätte Paul einen Spaziergang machen können, anstatt tatenlos in der Wohnung herumzusitzen. Um sich abzulenken, vertiefte Paul sich in den Kulturteil der Zeitung. Er liebte Musik und überlegte noch beim Lesen, wie er einige der neuen Sterne am Berliner Opernhimmel in das Palais locken könnte. Oder würden seine Gäste einen Konzertabend bevorzugen? Mit den unvergleichlich schönen Kompositionen von Claude Debussy vielleicht? Inzwischen war nach dem Krieg so viel Zeit vergangen, dass wohl niemand mehr an einem französischen Komponisten Anstoß nehmen würde.

In diesem Moment betrat Luise den Salon. »Paul! Wie schön, dass wir uns doch noch sehen.« Sie nahm liebevoll seine Hand in die ihren. »Wie geht es dir?«

»Gut«, erwiderte er mit einem Lächeln.

»Carl ist noch im Büro?« erkundigte sie sich.

Paul nickte. »Ich erwarte ihn jeden Moment«, schwindelte er. Carls Unpünktlichkeit ging seine Schwester schließlich nichts an.

»Das trifft sich gut. Ich habe ebenfalls Pläne für den heutigen Abend. Aber lass uns doch einen Aperitif zusammen trinken.« Sie ließ seine Hand los und trat hinter Carls kleine, aber gut ausgestattete Bar. »Was magst du? Einen Gin Tonic?«

»Gern.«

»Und wie läuft das Hotel?«, erkundigte sich Luise, während sie klirrend Eiswürfel in zwei Gläser füllte.

»Ich kann nicht klagen. Momentan sind wir so gut wie ausgebucht«, antwortete Paul und stellte sich zu ihr an die Bar.

»Das freut mich, Bruderherz. Ich gönne dir diesen Erfolg von Herzen.« Seine Schwester drehte sich um und griff zielsicher nach der Ginflasche.

Paul räusperte sich: »Übrigens wollte ich dich schon länger etwas fragen …«

»Ja?« Luise reichte ihm eines der mit Gin und Eis gefüllten Gläser und stellte die Karaffe mit dem Tonic Water vor ihm ab. »Bitte bedien dich.«

»Könntest du dir vorstellen, etwas von deiner wertvollen drehfreien Zeit zu opfern … und die Gäste des Palais mit einigen Lesungen zu unterhalten? Das wäre bestimmt ein tolles Ereignis.«

»Meinst du wirklich, die Leute wollen mich vorlesen hören?«, erkundigte sie sich skeptisch. »Ich habe so etwas noch nie gemacht.«

»Aber, Luise! Die Leute stürmen die Lichtspielhäuser, um sich deine Filme anzuschauen, und kaufen Zeitschriften mit deinem Konterfei. Natürlich wollen sie dir da auch zuhören oder gar kurz mit dir plaudern.«

Auf dem Gesicht seiner Schwester breitete sich ein Lächeln aus. Spielerisch hob sie ihr Glas: »Na dann … mit dem allergrößten Vergnügen, Herr Generaldirektor. Komm, lass uns gleich darauf anstoßen.«

Die Straßenlaternen vor Carls Fenstern waren bereits vor einiger Zeit angegangen. Unruhig blickte Paul auf die antike Uhr, die auf dem Kaminsims stand. Es war schon fast halb zehn. Sein Magen knurrte, und er hatte noch immer nichts von Carl gehört. Trotzdem war sein Ärger einer schrecklichen Sorge gewichen. Ob seinem Geliebten etwas zugestoßen war? Warum sonst hätte er sich nicht melden sollen? Er wusste doch, dass Paul auf ihn wartete.

In diesem Moment fuhr unten auf der Straße ein Feuerwehrauto mit eingeschalteter Sirene vorbei. Erschreckt sprang Paul aus dem Sessel und rannte zum Fenster. Also hatte es doch ein Un-

glück gegeben! Irgendwo in der Nähe wütete ein Brand! Als er den Vorhang zur Seite zog, konnte er deutlich den roten Schein am Berliner Nachthimmel erkennen. Kurz darauf kamen drei weitere Feuerwehrfahrzeuge mit lautem Getöse angerast und fuhren in östlicher Richtung weiter … Um Himmels willen! Dort lag doch das Regierungsviertel! War Carl etwa in einem brennenden Gebäude eingeschlossen?

Plötzlich hielt Paul es keine Sekunde länger in der Wohnung aus. Im Flur warf er sich einen Mantel über und stürmte durch das Treppenhaus nach unten. Auf der Straße traf er einige Schaulustige, die weiteren herannahenden Löschfahrzeugen entgegenstarrten und sich anschickten, ihnen zu folgen.

»Was ist passiert? Kann mir jemand sagen, was passiert ist?«, schrie Paul verzweifelt.

Ein Mann mit dünnem Oberlippenbart drehte sich zu ihm um. »Eben ist einer vorbeigekommen und hat gemeint, der Reichstag brennt. Aber …« Er zuckte mit den Schultern. »… am besten geht man selber kieken, wa?«

Unendlich erleichtert atmete Paul auf. Im Reichstagsgebäude war um diese Uhrzeit ganz sicher niemand mehr. Und obwohl er nicht genau wusste, wo Carl sich aufhielt, vermutete er, dass er entweder in der Reichskanzlei oder in der Parteizentrale steckte … und damit in Sicherheit war. Paul beschloss, wieder nach oben zu gehen und dort auf ihn zu warten.

Carl kam erst gegen ein Uhr morgens zurück. Sein Gesicht war vollkommen verrußt, und seine Kleidung stank nach Rauch. Nachdem Paul die Tür hinter ihm geschlossen hatte, fielen sie einander in die Arme.

»Entschuldige bitte«, flüsterte Carl. »Wahrscheinlich hast du es schon gehört … jemand hat das Reichstagsgebäude in Brand gesteckt, und Dr. Goebbels wollte unbedingt noch eine Notverordnung erstellen, die morgen vom Reichspräsidenten in Kraft gesetzt werden soll. Ich bin so schnell gekommen, wie ich konnte.«

»Eine Notverordnung?«, fragte Paul ratlos. Er wollte jetzt

nicht kleinlich sein … aber hätte Carl ihn nicht längst vor dem Brand anrufen müssen?

Carl hob den Kopf von Pauls Schulter. Seine Augen glitzerten merkwürdig, und seine Stimme zitterte vor unterdrückter Erregung, als er sagte: »Ein niederländischer Kommunist hat die Tat bereits gestanden.«

»Wie schrecklich«, erwiderte Paul, der Carls Gefühlslage nicht recht zu deuten wusste. Ein Brandanschlag war doch sicherlich nichts Gutes.

Carl schüttelte den Kopf. »Liebling, du verstehst nicht. Das ist unsere große Chance!«

»Eine Chance?«, wiederholte Paul. »Was denn für eine Chance?«

»Jetzt haben wir endlich die Möglichkeit, scharf gegen unsere Gegner vorzugehen. Die dreckigen Kommunisten werden uns von nun an keine Knüppel mehr zwischen die Beine werfen.«

Möglicherweise hatte Carl einen Schock erlitten und war deswegen verwirrt. Anders konnte Paul sich seine Worte nicht erklären. »Vielleicht nimmst du erst einmal ein Bad, und ich koche dir eine heiße Tasse Tee«, meinte er beschwichtigend.

Carl schüttelte den Kopf. »Von wegen Tee. Wir machen eine Flasche Schampus auf!«

Verständnislos blickte Paul ihn an.

»Der Reichskanzler, Dr. Goebbels und ich sind unmittelbar nach der Meldung an den Tatort geeilt. Da war schon alles zu spät, die Feuerwehr konnte das Feuer nur noch von außen bekämpfen. Die Glaskuppel war bereits geplatzt, und als der darunter gelegene Plenarsaal in Flammen aufgegangen ist, wirkte die entstandene Öffnung wie ein riesiger Schornstein. Weißt du, was Hitler dazu gesagt hat?«

»Nein. Was?«

Carls Stimme wurde feierlich, als er das Pathos des Reichskanzlers imitierte: »›Es gibt jetzt kein Erbarmen; wer sich uns in den Weg stellt, wird niedergemacht. Das deutsche Volk wird für Milde kein Verständnis haben.‹« Beifall heischend blickte er Paul

an. »Verstehst du? Jetzt werden endlich Nägel mit Köpfen gemacht. Bald wird es in Deutschland anders zugehen!«

Paul war nach der unendlich langen Zeit des Wartens zu müde und zu hungrig, um mit Carl zu diskutieren. Und im Grunde wollte er auch gar nicht begreifen, wie das deutsche Volk von einer solchen Katastrophe profitieren sollte. Das hörte sich falsch und auch irgendwie unmoralisch an.

Beruhigend legte er seinen gesunden Arm um Carls Rücken: »Statt Champagner zu trinken, sollten wir vielleicht erst einmal etwas essen, meinst du nicht? Komm, lass uns in die Küche gehen.«